

Urheberrechtlich geschütztes Material!

Hannelore Furch

## Stalingrad 3000 km (Arbeitstitel)

Roman (noch unveröffentlicht)

Es handelt sich um einen zeitgeschichtlichen Roman, der die fünfziger bis siebziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts abdeckt. Protagonist ist der ehemalige Stalingradkämpfer, Spätheimkehrer und Altnazi Hermann Sünders, der in den fünfziger Jahren noch Gleichgesinnte trifft, mit denen er über Kriegsergebnisse und Gefangenschaft reden kann. Mit fortschreitender Zeit nehmen diese Gesprächspartner ab, Sünders vereinsamt. Zunehmende innere Zweifel an seinem alten Weltbild, das er zum Ärger seiner Familie nach außen hin weiter vertritt, und die Verachtung für die junge Bundesrepublik führen dazu, dass er mit seinem Leben nicht zurecht kommt und Trost im Alkohol sucht. Aufgezeigt wird neben dem Persönlichkeitsverfall des Protagonisten die Persönlichkeitsentwicklung seines Sohnes Thomas und wie dieser durch die Ideologie des Vaters vorgeprägt wird.

## Romanauszug von 33 Seiten, Anfang:

Roland Duderstädter, der in der Stadtverwaltung fürs Personalwesen zuständig war, beschäftigte sich länger als üblich mit einem Brief in der aufgeklappten Unterschriftenmappe. Dabei kannte er ihn fast auswendig, hatte ihn vor einer Stunde erst diktiert. Eine Abmahnung an Hermann Sünders. Die an August Littmann müsste auf der nächsten Seite liegen. Er hatte ungefähr vor einem halben Jahr die gleichen Briefe diktiert und dann doch nicht unterschrieben. Hatte es vorgezogen, mit den beiden erst nochmal zu reden. Sie hatten zusammen vor ihm gesessen und sich die Hand gegeben. Nie mehr sollte etwas dergleichen zwischen ihnen passieren.

Duderstädter dachte flüchtig an andere Arbeiter des Bauhofs, blasse Typen, die immer mal wieder krank und es nicht wert waren, dass Grummet, der Leiter des Bauhofs, oder Bakeberg, der Truppführer, sich überhaupt ihre Namen merkten, geschweige denn sie mal erwähnten. Über Sünders sprach man, der hatte seine Grundsätze, und ein Schlagabtausch mit ihm war immer ein Gewinn. Dass Sünders sich als Bauarbeiter verdingte, hatte Duderstädter nie verstanden. Der Krieg hatte auch anderen die Berufschancen vermässelt, und viele von ihnen, ungleich dümmer als Sünders - einige tumbe Gesichter von Verwaltungsmenschen bauten sich vor ihm auf -, haben sich dennoch irgendwie weitergebracht nach dem Krieg. Duderstädter überlegte, wer neben Sünders noch auf die Verliererseite gehörte, nur Littmann fiel ihm ein, nach weiterem Nachsinnen noch ein anderer vom Bauhof, Walter Schimmelrogge.

Egal, diesmal müsse Härte walten. Die beiden Raufbolde waren mit den Schaufeln aufeinander losgegangen, alle hatten es gesehen, ein unmögliches Benehmen. Duderstädter dachte an ihr gebrochenes Versprechen und unterschrieb diesmal die Briefe.

Der Brief lag geöffnet auf dem Küchentisch, als Hermann Sünders von der Arbeit heimkam. Er ließ ihn liegen, wusste von Grummet schon Bescheid. Was ihn ärgerte, war die Schwiegermutter, die so tat, als gelte ihre ganze Aufmerksamkeit den Küchengeräten, mit denen sie hantierte.

„Geht dich nichts an“, knurrte er gegen ihren Rücken, und musste sich doch eingestehen, dass ihr Interesse an seinen Angelegenheiten ihm angenehmer war als die mangelnde Teilnahme seiner Frau. „Gereizt hat er mich wieder, ihr kennt ja seine Art ...“, suchte er das Gespräch mit Mathilde, und dann auch mit Ella, die eben die Küche betrat und seine Worte gehört hatte.

"Dich kennen wir auch", erwiderte Ella. Mathilde drehte sich zu ihm um: "Der Krieg is aus, Hermann, ihr beide führt ihn auf der Arbeit weiter. Wat is denn da wieder gewesen?"

"Aus dem Weg da, siehst du nicht, dass ich mit der Karre komme?", so hat der mich angeraunt, der blöde Heini, als ob der da das Sagen hat. War bei mir aber an der falschen Adresse.“

„Und du bist nich aus dem Weg, die Karre is umgekippt, weil August anhalten musste, dann hat er dir in den Hintern getreten, und du dann die Schippe...“

Als Hermann schwieg, sagte Ella: "Du hast et wieder getroffen Mutter. Wie Kinder im Sandkasten, die beiden.“

Hermann verzog das Gesicht, wollte das Thema wechseln und sah aus dem Fenster: „Mit Meta Main wird es immer schlimmer, die watschelt schon wie 'ne Ente, muss unbedingt was machen mit ihrer Hüfte.“

„Dat hält se für unnütz“, sagte Mathilde, „und du guckst auf die Straße statt in den Brief, der dir ja wat angehen sollte.“

Hermann stand auf, bevor er wie üblich die Fußlappen gewechselt und den eingeschickten Muckefuck getrunken hatte: „Was für 'ne Quasselbude hier.“ Er entnahm einer Tasse im Kuchenbüfett ein Geldstück und ging auf die Ausgangstür zu. Mathilde rief hinterher: "Nächsten Sonntag kommen se zum Kaffe, Luise, die Lütte und August. Ja der vor allen Dingen, dann reden wir mal alle zusammen über euch beide", bestimmte sie, als Hermann unwirsch abwinkte, bevor er auf die Diele hinaustrat.

Ella schaute in der Tasse nach und knurrte: „Ja wat sagt man dazu, 'ne ganze Mark hat der da rausgenommen. Die kriegt jetzt Helmut Marwede statt der Konsum. Et wird wieder knapp die Woche.“

Hermann Sünders, einziger Sohn einer verwitweten Köchin, die im „Heidesee“ angestellt war und im Dorf lebte, wollte schon als kleiner Junge immer soviel gelten wie die gleichaltrigen Bauernsöhne des Dorfes. Seinen niedrigeren sozialen Status besserte er durch Fleiß auf, der ihn zusammen mit seiner Intelligenz in der Dorfschule zum

Klassenbesten machte, und seine Klasse bestand immerhin aus sechs Schülern, die Klassen darunter hatten jeweils nur vier. Immer wurde einem Schüler der achten Klasse die Aufsicht übertragen, wenn der Lehrer mal den Raum verließ. Als Hermann die höchste Klasse erreicht hatte, war grundsätzlich er es, dem diese Ehre zuteil wurde, denn er konnte sich allen anderen gegenüber durchsetzen, selbst der eine, August Littmann, mit dem er auf ständigem Kriegsfuß lebte, fügte sich hier drein, weil er kein Störenfried sein wollte, und grolle im heimlichen Hass gegen Hermann.

Den sozialen Abstand zu den Bauernsöhnen fand Hermann ungerecht, versuchte, ihn zumindest zu den Söhnen der Kleinbauern zu schmälern oder auszutilgen. August Littmann gehörte zu jenen, denen er sich ebenbürtig fühlte. Und Littmann fand Sünders' Verhalten anmaßend, sodass er ihn bei jeder Gelegenheit zu kränken versuchte. Zum Beispiel hatte er einmal beim Ausschießen des Kinderschützenkönigs zu den anderen gesagt, und laut genug, dass es der abseits stehende Hermann hörte: "Sünders kann noch so gut schießen, König wird der niie, weil bei der Auswertung die Habenichtse, die gut geschossen haben, aussortiert werden, die können ja nicht mal ihre Schärpe bezahlen." Hermann hatte sich anschließend mit Littmann geprügelt und Littmann hatte mehr abbekommen als er, aber den Stacheln, die August ihm schon gesetzt hatte, war ein weiterer hinzugefügt. Ein anderes Mal war Littmann mit dem Fahrrad dicht vor Hermanns Nase vorbei gerast, als Hermann mit einer Gratulationskarte auf dem Weg zu einem Hochzeitshaus war. Es reichte für den Zuruf Littmanns: "Na willste Kuchen betteln gehn?" Und diesmal konnte Hermann ihn nicht am Kragen packen und der neue Stachel trieb tief ins Fleisch. So hasste Hermann seit frühester Kindheit August, weil der seinen höheren sozialen Stand herauskehrte, und so hasste August den ehrgeizigen Hermann, weil der in der Schule der viel bessere war, Bücher las, besser und gepflegter aussah als er und bei den Schulkameraden ungefähr so viel galt wie die Söhne der Kleinbauern, soviel wie er, Littmann.

Krieg und Gefangenschaft trennte die beiden Kontrahenten, bis ihre Wege wieder zusammenliefen, und zwar so eng, dass eine Trennung nicht mehr möglich war: Sie heirateten Schwestern, und die Liebe zur Frau war bei beiden stärker als der Graus vor der Verschwägerung mit dem Feind. Als Hermann Sünders am siebten Oktober neunzehnhundertfünfundfünfzig mit dem ersten Zug der Spätheimkehrer im Lager Friedland eintraf, hatte ihn auch Luise umarmt, und er hatte gleich daran denken müssen, dass die drei Frauen höchstwahrscheinlich auf gleiche Art auch Littmann

empfangen hatten, als der heimgekommen war. Dass Littmann seit Jahren zu Hause war, wusste Hermann aus Briefen von daheim, aus den wenigen, die er im Lager erhalten hatte. Littmanns Geschichte war jetzt Familiengeschichte, und Sünders musste sich anhören, kaum war er in Neubokel eingetroffen, was ihm über Littmann erzählt wurde.

Littmann war seit neunzehnhundertsechsvierzig wieder zu Hause, lebte bisher mit Frau und Kind auf dem Hof seiner Eltern und half seinem alten Vater und dem Bruder in der Landwirtschaft. Als vor einem Jahr dem Bruder der Hof verschrieben wurde, bekam August eine Abfindung von siebentausend Mark und ein kleines Grundstück mit einem Bienenhaus darauf am westlichen Gifhorner Stadtrand. Das Bienenhaus hatte er sich ausgebaut, es war seit kurzem fertig, eingerichtet und mit Frau und Tochter bezogen. August hatte sich bei der Stadtverwaltung als Kanalbauarbeiter beworben und erwartete jeden Tag die Zustellung des Arbeitsvertrags.

Littmann hatte den Schwager zuletzt im Sommer 'zweiundvierzig gesehen und als Kraftprotz in Erinnerung, war erschüttert, als er wenige Tage nach Hermanns Heimkehr mit Familie und gemischten Gefühlen zu Besuch kam und ihn wiedersah: gelblich fahl im Gesicht, ungesundes Körpergewicht durch Wasseransammlung, stark gealtert, leicht gekrümmte Haltung, verschlossen. Es war inzwischen zuviel passiert, als dass sie sofort ihre Streitäxte wieder hervorholten. Sie schwiegen, gaben sich die Hand. Aber die Wärme des Händedrucks fehlte.

Hermann wurde gut ernährt zu Hause, selbst die Schwiegermutter, die keine Speckschwarte auslassen konnte, verzichtete zu seinen Gunsten auf solche Leckerbissen. Schon nach zwei Monaten hatte er sich sichtbar erholt, die Wasseransammlung im Körper war mit Hilfe Dr. Schwirners so gut wie ausgeschieden und durch gesundes Gewicht ersetzt. Erst jetzt, da Hermann kräftig genug war, um neidisch den Vorsprung Littmanns zu erfassen, war der Zeitpunkt da, an dem er sich sagen musste, dass Littmann den alten Konkurrenzkampf zwischen ihnen für sich entschieden hatte. Und er hatte dafür nicht mal einen Finger zu rühren brauchen. Und Sünders musste sich eingestehen, dass durch Littmanns Lebensstandard Menschen profitierten, die er mochte, seit sie im Dorf waren: die Kowalskis. Von ihnen war zuerst Ella gekommen, zum Arbeitsdienst bei Kuhlmanns. Ihre Schwester Luise machte den Arbeitsdienst im Nachbardorf Gilde und zog im Anschluß nach Neubokel zu ihrer Schwester. Ella hatte für beide eine kleine Wohnung, bestehend aus zwei Zimmern, in

einem Bauernhaus der Kuhlmanns angemietet, das in vier Wohnungen aufgeteilt war. Die Wohnung konnten sich die Schwestern leisten, weil beide in der Kreisstadt Gifhorn eine Arbeitsstelle in ihrem Beruf gefunden hatten, Ella als Stenokontoristen in einer Essiggroßhandlung, Luise als Verkäuferin in einem Textilgeschäft. Später kamen die Eltern ins Dorf, als Essen-West, die Heimat der Kowalskis, zerbombt war, und fanden eine erste Unterkunft in einem zu Wohnzwecken hergerichteten Schuppen desselben Bauernhauses. Die Schuppen-Wohnung wurde von Kuhlmanns mit ausrangierten Möbeln und einer Nähmaschine ausgestattet, als sie erfuhren, dass Ellas Mutter Schneidermeisterin war und im Gegenzug dazu bereit, Kuhlmanns Kleidung und Wäsche auszubessern und auch zukünftig in Stand zu halten. So hatten die Kowalskis einen leichteren Start im neuen Leben als andere Ausgebombte oder Flüchtlinge, und fühlten sich auch ganz wohl im Dorf. Dies galt für Mathilde und ihre Töchter. Dem Vater war alles egal. Zu der Zeit war die Hochzeit zwischen Ella und Hermann Sünders schon geplant, fand im kleinen Kreis der beiden Familien statt, als Hermann noch im gleichen Jahr auf Fronturlaub nach Hause kam. Ella bezog kurz vor ihrer Niederkunft gemeinsam mit den Eltern eine größere Wohnung, die im gleichen Haus frei geworden war.

Der Vater war schon lange Frührentner, im Bergwerk war ihm ein Steinbrocken aufs Knie geschlagen, seither war ein Bein steif. Er war als Hauer auf Schicht, als es passierte. Die Knappschaft bewilligte ihm die Frührente, weil ihm auch eine Staublunge bescheinigt war. Sein Gehör war schon vorher stark geschädigt. „Ja dat Trommelfeuer vom ersten Kriech, dat Zischen und de Krach, wenn de Granaten dettoniert sin. Sitz getz noch drinne“, hatte er früher immer gesagt. Der größte Schicksalsschlag folgte dann im Herbst 'vierzig, als die Feldpost die unbarmherzigste Mitteilung, die es geben konnte, ins Haus brachte. Der Schmerz um den geliebten Sohn hatte ihm den Lebensmut und die Sprache genommen. Es blieben ihm die beiden Töchter, sie konnten ihm aber den Verlust des einzigen Sohnes nicht wettmachen, bis heute nicht, und bis heute waren auch sein Lebenswille und seine Sprache nicht zurückgekehrt. Er hatte sich in seiner neuen Heimat in einen gebraucht gekauften Sessel gesetzt, die schon vorhandene Sitzkuhle noch weiter eingedrückt, bis ein nächster angeschafft wurde, der schon bald die gleiche Prägung aufwies.

Erst als Sünders heimkehrte, gab es wieder jemand, der sich um den alten Kowalski kümmerte. Sünders versuchte ihm zu helfen, glaubte bei ihm eine Depression festzustellen, das Krankheitsbild hatte er in der Gefangenschaft zur Genüge kennengelernt und auch am eigenen Leib erfahren, denn zu den schweren Arbeiten im Steinbruch und allen Entbehrungen hatte er immer die quälende Ahnung, dass Ella wenig an ihn dachte und seine Gefühle für sie nicht erwiderte. Um dies alles ertragen zu können, hatte er seine Seele auf Eis gelegt und war in eine Depression hineingerutscht. Nur mit Hilfe einiger weniger Kameraden, mit denen er in Krasnogorsk eine kleine feste Gruppe gegen die Antifa und den zu ihr übergelaufenen Kameraden, die jetzt keine mehr waren, gebildet hatte, halfen ihm aus der Depression heraus, es war schwer gewesen für alle, aber es war geglückt. Er hatte also die Erfahrung gemacht, dass es gegen Depressionen, auch den sehr tiefen, Hilfe gebe. In dieser Zuversicht hatte er sich mit ganzer Person aufgeopfert für den Schwiegervater. Doch alle Zuwendung war vergebens, Otto Kowalski blieb, was er war: ein Körper, der auf seinem Sessel am Fenster saß, der nicht mal das kleine Interesse aufbrachte, auf die Strasse oder in den Garten hinaus zu sehen. Er saß dort zusammengefallen mit vornübergebeugtem Kopf. Sünders suchte Rat bei Dr. Schwirner, der wiederum hatte nur den Rat, einen Psychotherapeuten hinzuzuziehen. Der allerdings wäre teuer zu bezahlen gewesen. Hermann hatte selbst nichts und dann sagte auch noch Mathilde, deren Engagement hier nötig gewesen wäre: „Lass ihn sitzen, Hermann, der will et nich anders, ich hab Jahrelang versucht, wat du jetzt nochmal versucht hast, und jetzt sind Ella und ich auch dran gewöhnt, dat er da nur so sitzt.“ Hermann gab die Hoffnung auf Hilfe für den alten Mann auf, ließ aber nicht nach in seiner Zuwendung für ihn.

Mit der Wohnsituation war Sünders zufrieden, hatte ums Haus herum genügend Platz, wenn es drinnen zu eng wurde. Zur Wohnung gehörten Ställe für Vieh und Holz, ein großzügiges Gartenstück und ein Platz auf dem Hof, der hauptsächlich zum Holzhacken und als Platz für die Holzmeiler, meistens zwei pro Mietpartei, genutzt wurde. Es war aber nicht so, dass Hermann sich in der Wohnung nicht wohl fühlte, er mochte ja seine Frau, die Schwiegereltern. Mit Mathilde, die in ihrer Familie immer die Hosen angehabt hatte und sie auch, als der Schwiegersohn zurück war, nicht auszog, kam er zurecht, fand in ihr, wenn er es auch nur sich selbst gegenüber eingestand, den Halt in einem Leben, das ihm bisher nicht gut mitgespielt hatte.

Er saß zu Hause in der Stube, als es kurz klopfte und gleich darauf Luise hereinschneite. Ihrer Tasche entnahm Sie einen offen im Kuvert steckenden Brief. „Hier, der Arbeitsvertrag von August. Erika ist gleich auf den Hof zu Tommi“, kam sie Mathildes Frage zum Enkelkind zuvor. Während Mutter und Schwester den Vertrag lasen, schaute Hermann aus dem Fenster, gab sich gleichgültig. Luise folgte seinem Blick: „Ach, Meta Main! Watschelt schon wie ‘ne Ente, müsste wat an ihrer Hüfte machen lassen, sonst isset zu spät, wie damals bei Tante Berta. Sagt ihr dat mal, ihr redet doch immer zusammen, und sagt et dem Dr. Schwirner, den hat se doch bestimmt auch.“

„Ja, wer hat den nich hier im Dorf. Der kommt ja auch regelmäßig nach Bokel und guckt, wat so is mit seinen Leuten, auf den Schwirner is Verlass“, sagte Ella im anerkennenden Ton, las dann im Vertrag weiter und gab ihn Luise zurück: „Is gut mit dem Vertrag, et Geld stimmt und du hast den August raus aus der Stube.“

Die Spitze gegen Hermann war nicht zu überhören, er drehte sich nach ihr um, mehr erheitert als verdrossen. Es war ja gerade ihr freches Mundwerk gewesen, das ihn damals schon angezogen hatte, als sie zum ersten mal mit Ihrer Schwester an der Ecke bei Schuhmanns auftauchte, dem Treff für die jungen Leute aus dem Dorf. Sie redete in ihrer unbeschwerten Art drauf los, ohne sich drum zu scheren, ob andere es blöd oder gut fanden, was sie redete. Ihre Tonlage bestand nur aus einem mittleren Ton, selbst wenn sie sang, wechselte er nie. Und sie sang gern. Als sie damals mal einen alten Schlager nachträllerte „Kleine Mädchen müssen schlafen gehn / wenn nachts die Sterne am Himmel stehn“, hatte Hermann ihr geraten: „Lass das man, Ella, singen kannst du wirklich nicht.“ Und sie hatte entgegnet: „Bringt ja keinen um, wenn ich et trotzdem tu und et macht mir Spass“, und hatte unbeschwert weitergeträllert. Wenn Ella sich ärgerte, wurde ihr Ton schon mal tiefer und kratzte, niemals wurde er hoch und schrill. Hermann mochte sie von dem Augenblick an, als er sie zum ersten mal sah. Jedes Pfund an ihr gefiel ihm, und davon besaß sie schon damals mehr als genug. Und er mochte sie heute wie damals. Auch Luise hatte er gleich gemocht und mochte sie heute noch. Aber sie war und blieb für ihn mehr der Abklatsch der älteren Schwester, brachte weniger auf die Waage, war weniger selbstgefällig, weniger frech. Hermann hatte sich für das Original entschieden und im Grunde bis heute nicht bereut. In diesem Punkt jedenfalls hatte er Littmann übertrumpft. Aber die liebere von beiden, er musste es zugeben, war eben Luise. Kränken wollte er sie nicht mit seiner gespielten Gleichgültigkeit, aber musste



sie denn mit diesem blöden Vertrag angeben? Er sah, wie sie die Flügel ihrer flachen Nase blähte, bei Ella sah es genauso aus, wenn sie etwas erschnupperte. Luise sah zur Küchentür, durch deren Spalt neben dem Geruch nach Kohlsuppe das Geräusch eines auf dem Topf tänzelnden Deckels in die Stube drang: "Kocht ihr wieder Kappes in Suppenwürfel?"

„Paar Schwarten sind schon drin?“, antwortete Ella, und ich weiß schon, wat du gleich wieder so denkst: für Hermann, damit der wieder so fett wird wie vor dem Krieg.“

Luise sah verlegen zu Hermann hinüber und schüttelte den Kopf. "Wenn August seinen ersten Lohn hat", versprach sie, lade ich euch ein. Et gibt denn Fleischrouladen und hinterher Wackelpudding.“

„Hätteste längst machen können, et Geld is doch da“, sagte Mathilde.

„Wenn du dat vom Hof meinst, dat is bei der Sparkasse, und für fest.“ Die abgesenkte kratzende Stimme Luises verriet, wie sehr sie August deswegen grollte.

Mathilde lenkte um: "Wat gibbet denn Gutes bei Littmanns heute Mittag?" Sie grinste, als sie Luise die Schultern zucken sah, und beantwortete ihre Frage selbst: "Kappes in Suppenwürfel.“

Als Luise fort war, auf dem Gepäckträger sorgfältig festgeklemmt den Henkelmann mit der Suppe, klopfte Hermann auf das Blatt auf seinem Knie. Mathilde zog es ihm weg, fand eine große Anzeige der Stadt Gifhorn und las laut: „Wir stellen für den Bauhof mehrere Fach- und Hilfsarbeiter ein.“

„Stellen so einen Schlappschwanz ein wie den August“, sagte Hermann verächtlich, „mit Kusshand werden die mich nehmen.“

„August sitzt drüben bei Trude und Albert“, sagte Luise den Sonntag darauf entschuldigend, als sie in Sünders' Stube getreten war und sich an den Tisch zu Mutter und Schwester gesetzt hatte, „und Erika is gleich auf den Hof zu Tommi.“

„Et wird ja sowieso nichts mit dem Reden alle zusammen“, entgegnete Ella, "oder siehst du den Hermann hier irgendwo? Der is rüber zu Marwede, alles Zureden hat natürlich nix genützt.“

„Man kriegt et nich in den Kopf rein“, sagte Mathilde und schlug die Hand an die Stirn, „dat zwei Erwachsene sich so kindisch benehmen. Geh' rüber und hol den August“, forderte sie Luise auf, „denn is der eine schon mal da, und wenn et Geld alle is, kommt auch der andere.“

„Gut, ich hol den. Denn kannste aber sehen, dat wir nix von haben. Der sitzt denn hier rum und redet nix, weil der schon sauer is allein deswegen, dat wir ihn mit Hermann zusammnenbringen wollen.“

„Lass'n da“, sagte Mathilde verärgert und ging in die Küche.

Luise schüttelte den Kopf: "Wat sind dat nur für Männer, die wir beide uns da geangelt haben.“

„Tja, die ganzen Männer weg damals. Weißte noch, wenn Tanz war im „Heidesee“, wie die Mädchen zusammen getanzt haben? Nix war dat, und man merkte, wie jede versuchte, et sich schön zu denken. und ich hab gedacht, als der Hermann auf Fronturlaub war und um mich rumschlawänzelte, 'nimm den, der da is, und da is der Hermann. Wenn der nich zurückkommt, haste wenigstens die Rente als Kriegerwitwe. Aber statt der Rente habbich jetzt den Hermann.“

„Und ich den August. Und bei mir kam noch hinzu, dat ich dachte, ich wäre schwanger. Dabei war et nur dat knappe Futter, weshalb die Regel wegblieb. Wenn ich dat rechtzeitig genug ...“

„Ach, hilft ja nu nix mehr“, unterbrach Ella die Schwester, „ sind wenigstens keine leichten Kaliber, unsere Männer, da kann zumindest keiner sagen, dat et Waschlappen sind.“

„Wat wäre wohl, wenn wir damals in Essen geblieben wären“, überlegte Luise.

„Ging ja gar nich, zum Arbeitsdienst hätten wir so und so erstmal fort gemusst, und später wegen der Bomben sowieso. Und außerdem: die Männer waren auch in Essen im Krieg.“

„Ach ja“, seufzte Luise, „nur die ganz unbrauchbaren, die wir ganz sicher nich hätten haben wollen, solche wie hier der Vollhoff ...“

„Der Vollhoff?“, unterbrach Ella erneut, „den Dussel hat nich mal die Wehrmacht genommen, dat du den überhaupt ...“

„Gut, gut, Ich hab ja nur mal so überlegt, wer im Dorf noch da war und vom Alter her so gepasst hätte“, beschwichtigte Luise, „aber wir hätten warten können, sind ja auch welche zurückgekommen.“

„Ja, erst die ohne Beine oder Arme, sagte Ella ohne Mitleid, „und später die paar mit alles dran. Und du meinst, die hätten gereicht für die ganzen Mädchen hier? Und wir zwei beide, so blutjung waren wir ja auch nicht mehr ... Und du kennst doch die Bauern hier, die Söhne von denen hätten erstmal geguckt, wat für Bauerntöchter et gibt. Und außerdem wusste man ja gar nich, wie dat alles ausgeht? Ob überhaupt welche zurückkommen – Ja weshalb ich und der Hermann“, fragte Ella mehr sich selbst, „dat musste ja zugeben, stattlich hat der ja ausgesehen. Und erst in Uniform. Aber auch ohne, kräftig, groß, blond, und et hat mich, wie soll ich sagen“, überlegte sie und sah dabei auf ihre Hände, die sie zusammengenommen hatte und rieb, „et hat mich auch geschmeichelt, wie der hinter mir her schlawänzelt is. Und wie der weg war, war et langweilig im Dorf. Ich hab ihm ja geschrieben, später bis nach Stalingrad, noch später sogar nach Krasnogorsk. Und die Briefe hätte ich mir sparen können, sind ja nich angekommen, jedenfalls die früheren nich. Aber weißt du noch, dat Schild in Gifhorn, dat nach Osten zeigte? Die Kilometer, waren et nich so an die dreitausend bis Stalingrad? 'Stalingrad 3000 km', doll wat?“

„Ja die Vorstellung, wie weit die Briefe reisen. Umwerfend! Aber ehrlich, die paar, die du an Hermann geschickt hast, waren an einer Hand abzuzählen, und die Pakete nach Stalingrad hat Mutter gemacht. Andersrum, Hermann hat dir immer geschrieben, jedenfalls später in den fünfziger Jahren, als da in den Lagern wohl alles bisschen besser geworden war mit der Organisation.“

Mathilde hatte die Stirn kraus gezogen, als sie mit dem Kaffee in die Stube kam, durch die Tür hatte sie vieles mitgehört. Sie kannte solche Reden zum Überdruß und die Nutzlosigkeit der Zurechtweisung. „Wat ihr immer schimpft über eure Männer“, brummte sie nur, setzte sich und konnte die Gedanken an die angesprochene Zeit nicht abwenden. Ende November zweiundvierzig! In der Stube stand der Volksempfänger, Nachrichten aus Stalingrad, „von den Truppen im Raume Stalingrad“, bei denen sie den Schwiegersohn wusste und über die sie vage Gerüchte von Einkreisung durch die Russen gehört hatte. Nicht nur die Verschleierung der Wahrheit schmerzte sie damals, auch die pathetische Stimme des Sprechers empfand sie als bitteren Hohn. Besonders schlimm aber war für sie, dass Ella nie einen Kommentar, nie eine Sorge geäußert hatte, oft den Eindruck machte, als hörte sie nicht mal hin, wenn es um Stalingrad ging. Mathildes Sorge hingegen war doppelt gewesen, sie dachte jedes mal auch an den Säugling, für den es darum ging, ein Leben mit oder ohne Vater zu leben. Dann

erinnerte sie sich, wie sie 'fünfundfünfzig mit den Töchtern auf dem Bahnsteig in Friedland gestanden hatte, in der bangen Beklemmung, dass Hermann vielleicht gar nicht dabei war, zuletzt doch noch gestorben in Gefangenschaft wie abertausende, durch Folter, Seuchen, Entkräftung oder anderes. Und wie der Zug dann eingelaufen war, Chaos, Tränen, sich gefundene und in die Arme fallende Paare. Wie sie selbst laut gerufen und wild gewunken hatte, als sie Hermann entdeckte, erschüttert war durch seine Alterung und tief bewegt, und wie sie dann im Gedränge auf ihn zu ... Ella lief einfach nur hinter ihr her, dann Umarmungen, Hermann umarmte Ella, nicht umgekehrt. Und später, nie hatte Ella gefragt, wie es ihm ergangen war die ganzen Jahre in der Gefangenschaft. Sie, die Schwiegermutter, schon. Zuerst hatte er geschwiegen, dann kam die Zeit und er hatte ausgepackt, Szenen, die es jedem normalen Zuhörer kalt den Rücken runter laufen ließ, Szenen, die an die Nieren gingen, vom Marsch in die Gefangenschaft, sechzig Kilometer durch eisige Tage und Nächte zum Bahnhof, wo sie verladen wurden, Marsch ohne Unterkunft und Verpflegung, und das bei schon vorhandener Entkräftung aller, viele Kranke und Verwundete, die nicht versorgt wurden, sich mitschleppten, wussten, dass sie die Kugel bekamen, wenn sie zusammenbrachen – und sie brachen massenweise zusammen. Er hatte geredet vom Lager, wo sie landeten, Krasnogorsk, vom gegenseitigen Verrat der Kameraden bei den Antifaschisten, die ihre Zentralstelle in Krasnogorsk hatten, Verrat der Kameraden für ein bisschen mehr Essen, eine etwas leichtere Arbeit. Verrat der Offiziere, die ihnen in Stalingrad den „Kampf bis zum letzten Mann“ eingebrannt hatten und in Krasnogorsk den BDO beitraten für ein gutes Leben im Lager. Sie hatte gespürt, dass besonders dieser Verrat ihn psychisch schwer belastet hatte. Aber auch der charakterliche Verfall der Kameraden, aus denen der Hunger Tiere gemacht hatte, traf ihn schwer. Und wie fast alle im Lager, auch er, unter diesem schrecklichen Hungerdurchfall gelitten hatte, dem dystrophischen Durchfall, gegen den keine Medikamente ausgeteilt wurden und der so viele von ihnen hinweggerafft hatte. Wie gut es Hermann getan hatte, mal über das alles reden zu können, was ihn sein Leben lang verfolgen würde, erinnerte sich Mathilde. Sie war tief ergriffen, Ella nicht, die hatte zwar zugehört, sich aber keine Mühe gegeben, zu verbergen, dass es sie nicht übermäßig interessierte. Auch Hermann musste es gesehen haben, was hatte er wohl dabei empfunden? Was hatte er in Stalingrad empfunden, als die Kameraden die Liebesbriefe aus der Heimat erhielten? Nur zwei- oder dreimal müsste die ganze Zeit über einer von Ella dabei gewesen sein, der Gedanke hatte Ella

fasziniert, einen Brief in so weite Ferne zu schicken, dreitausend Kilometer bis nach Stalingrad, sonst hätte sie nicht mal einen geschrieben. Ja, ihre Mädchen, schon als Kinder hatten sie hohle Seelen gehabt, hatten ungerührt zugesehen, als der Vater aus dem Krankenhaus heimkam, noch in Gips das zertrümmerte Kniegelenk. Schon damals diese Augen in den flachen Gesichtern, die nur schauten, nicht böse, nicht mal ausdruckslos, nicht unfreundlich, nicht freundlich. Schauten, als hätte sie jemand ins Gesicht gemalt, damit es ein Gesicht erbe, in das man hineinschauen kann wie in jedes andere, das Gesicht eines Menschen, das nur Gesicht war und dabei auch noch hübsch gemalt. Und sie, Mathilde, hatte ihnen hübsche Kleider genäht, damit sie insgesamt hübsch aussahen. Nur bei Luise zeigte sich gelegentlich ein Gefühl, das sich aber immer wieder verflüchtigte, weil sie auf die ältere Schwester fixiert war. Hatte Gott die Mädchen so geschaffen, dachte Mathilde, damit die Leiden der Welt ihnen nichts anhaben konnten? Was für Gedanken! Sie hatte es doch gar nicht so mit Gott. Gottesdienst gab es, ja, seit sie ein Radio besaßen, sonntags um zehn Uhr morgens, immer wenn sie Kartoffeln schälte. Ein Ritual, das jeden Sonntag gleich war. Wenn man sich in der Stube zum Essen setzte, Sonntags eine halbe Stunde früher als sonst, um halb zwölf, ging der Gottesdienst gerade zu Ende, die Glocken läuteten wie zu Beginn der Sendung und hallten dann aus, wie das mitternächtliche Glockengeläut am Heiligen Abend. Heilig Abend ging man anschließend zu Bett, sonntags am Tisch schwieg man danach noch eine Zeit, ging leise mit dem Essgeschirr um, als sei nach dem Ausklang feiertägliche Ruhe angesagt. Ein Familienritual, ein Ritual wie bei Hermann, wenn er von der Arbeit kam und seine Fußlappen abwickelte. Aber das Gottesdiensthören war ein untätiges, während es bei ihm eines mit Handlung war, und es wirkte so, als täte er jeden Griff ganz bewusst. Das andere nur ein Einschalten des Apparats, ein Zuhören, ein Schweigen. Vielleicht nur aus Gewohnheit. Egal, man mochte es so. Mathilde dachte wieder an die Töchter, speziell an Ella, die das Ritual ablaufen ließ, ohne sich anmerken zu lassen, ob es ihr was bedeutete oder nicht. Was hatte sie mal über Ella und Luise zu Emil gesagt, als der noch redete? „Scheint so, als ob unseren Mädchen alles schnurzpiep egal is, et könnte die Welt untergehen und sie würden et sich ansehen wie einen interessanten Kinofilm. Sie möchten et bequem haben, dat schon. Und wenn et nich bequem is, denn reden se drüben aber machen nix, um et zu ändern, weil auch dat Unbequeme ihnen nix ausmacht.“ Und Emil hatte geantwortet: „Wenn et dä nix macht, Tilde, jä denn macht et ja nix.“ Aber traf das heute noch alles so zu? Gerade bei Ella

beobachtete sie ein zunehmendes Interesse an allem, was mit dem wirtschaftlichen Fortkommen der Republik in Zusammenhang stand. Es war zwar kein Interesse, das den Mitmenschen zugute kam, aber immerhin ein Interesse ... Und Schule und Lehre hatten beide auch gemacht, zu Ende gemacht, und Freundinnen gehabt, liebe Mädchen, die gern mit ihnen zusammen waren ... Vielleicht war es doch anders mit ihnen, die Erinnerung malt nur schwarz und weiß. Und das Reden über ihre Männer ... Wie war es denn bei ihr selbst, damals, als sie nach dem Krieg allein nach Essen zog, neunzehnhunderteinundzwanzig oder zweiundzwanzig, weil sie dort eine Stelle als Vorarbeiterin in einer Textilfabrik bekommen hatte, nach der sie in Pommern vergeblich gesucht hatte. Und dann in Essen! Die ganzen Männer im heiratsfähigen Alter Invaliden! Ein paar nicht, der Bergmann Kowalski, und der ließ nicht locker bei ihr, während der Engwicht aus der Verwaltung, der auch heil zurückgekommen war und hinter dem sie her war - im Verborgenen, damit er es nicht so merkte und nicht abgeschreckt wurde -, keinen Blick für sie hatte ...

## 2

Sünders und Littmann gingen sich aus dem Weg, was auf der Baustelle gar nicht so einfach war. Der Trupp bestand aus neunzehn Arbeitern, die während der Frühstückspause im Graben aufgereiht saßen wie die Spatzen auf den Stromleitungen über ihnen. Sünders saß an dem einen, Littmann auf dem anderen Ende. Wie üblich führten beide in ihrem Umkreis das Wort, die Unterhaltung zerfiel in zwei Teile und erzeugte eine unsichtbare Spannung, die jedem spürbar war. Es spiegelte sich die Situation zwischen Sünders und Littmann, wie sie damals schon bestand, als sich die Dorfjugend an Schumanns Ecke traf.

„Wenn der neue Bautrupps zusammengestellt wird, könnte man einen da unterbringen“, sagte Bakeberg zu Schetter, einem der Vorarbeiter, als beide nach der Pause noch zusammenstanden. Sie hatten die unangenehme Spannung wieder deutlich gespürt. „Ja“, sagte Schetter, „aber unser Trupp ist so gut, weil wir die beiden haben, es sind die Zugpferde hier. Und schließlich kommt die gute Leistung uns allen zugute.“

„Wenn die wieder zusammenrasseln, haben wir keinen von beiden mehr“, antwortete Bakeberg. Sie waren im Begriff sich zu trennen, hielten im Schreck inne. Wenige Meter von ihnen standen sich Sünders und Littmann mit erhobenen Schaufeln gegenüber, als gingen sie jeden Augenblick aufeinander los. Bakeberg fing sich und schrie sie an: „Runter mit den Schaufeln, seid ihr toll geworden!“

Beide besannen sich schnell, die Schaufeln senkten sich zu Boden, dann die Köpfe. Littmann zog ab, Sünders blieb stehen. Bakeberg sah in die Runde: „Hat doch keiner was gesehen, oder?“ Er ging zu Sünders und warnte ihn: „Will gar nicht wissen, was da wieder war. Das allerletzte Mal, Hermann!“

Ein paar Arbeiter standen noch zusammen. „Bakeberg soll August in den neuen Trupp stecken“, sagte Grubert zu Werremann, einem Neuen, der erst zwei Wochen da war.

„Wieso August? Den finde ich ganz in Ordnung. Aber den Hermann, mit dem hab ich so meine Probleme. Wieso gibt der an mit Stalingrad? Andere waren auch im Krieg, Littmann, soviel ich schon mitgekriegt hab, in der Normandie.“

„Das ist es ja gerade, für Hermann sind das keine vollwertigen Soldaten ...“

„Halt! Jetzt besser nichts mehr, mein Bruder ist in Dünkirchen gefallen“, schnitt ihm Werremann aufgebracht das Wort ab, „dem Hermann werd' ich noch ein Wörtchen dazu sagen.“

Dazu suchte er die Gelegenheit und fand sie wenige Tage später, als der Krieg wieder einmal nachgekartet wurde. „Wo warst du denn?, wandte er sich an Hermann und gab sich arglos.

„Ich?“ sagte Sünders, leicht verblüfft darüber, dass Werremann es noch nicht mitbekommen haben sollte, „in Stalingrad.“

„Und wo genau?“

„LI. Armeekorps von Seydlitz-Kurzbach, 94. Infanteriedivision. Im Norden standen wir. Einen Tag nach *Totensonntag* Rückzug, mit Erlaubnis von Seydlitz. Wie wir später erfuhren, gegen den Befehl Hitlers. Hat uns das Leben gerettet, der Seydlitz mit seiner Eigenmächtigkeit. Werde ihm das nie vergessen. Obwohl ich ihm schwer ankreide, dass er damals in Krasnogorsk dem BDO beigetreten ist.“

Werremann war zufrieden, so ausführlich Antwort bekommen zu haben. Er tat, als wüsste er über alles Bescheid, was Sünders angeschnitten hatte, und nickte. Im Großen und Ganzen wusste er ja auch Bescheid und konnte ergänzen: „Ihr seid

ganz schön mürbe gewesen, was? Rattenkrieg und jede Nacht die Kaffeemühlen am Himmel. Dazu sechzig Gramm Brot am Tag und geschmolzenen Schnee, damit's runterrutscht. Wundert mich, dass man so überhaupt überleben konnte. Hast sogar die Gefangenschaft überstanden, die wohl noch schlimmer war.“ Er machte eine Pause, bevor er innerlich berührt fortfuhr, aber nicht von Sünders' Schicksal, sondern von dem, was er selbst gleich erzählen würde: „Ich hab da einen Freund in der Südstadt, der war im Panzerkorps bei Hube, später noch in Gefangenschaft irgendwo bei Moskau. Ist aber siebenundvierzig schon nach Haus gekommen, weil der nicht arbeiten konnte. Kenn' den von früher, Karl Brehmer, war ein lustiger Kerl. Dem sind im Winter einundvierzig auf zweiundvierzig die beiden kleinen Zehen und zwei Finger abgefroren. Papier hatten die um die Füße gewickelt, Socken gab's ja nicht, weil Hitler verboten hatte, einen Winterkrieg zu planen. Aber wem erzähl' ich das ... Da war bei Karl einer aus der gleichen Straße, sogar Schulkamerad von ihm, den haben sie morgens wecken wollen, weil der nicht aufgestanden war. Und der war ganz steif gefroren. Und vom Hauptmann ging wieder der Brief ab, diesmal nach Gifhorn, 'gefallen im Heldentod für Volk und Vaterland', hätte nicht gelitten, 'war gleich tot', und so. Und später hat der Karl seinen Nachbarn, damit die leben konnten, das so bestätigt, 'war gleich tot' und so. Und Karl, der musste mit dieser Lüge leben und lebt heute noch mit ihr. Woher ich das alles weiß? Von seiner Frau. Ein einziges Mal hat er alles erzählt, zu Hause, ihr. Und das war's dann, der Karl redet nix mehr vom Krieg, kein Wort, der hat ein für allemal genug, der schweigt nur noch.“

Das solltest du besser auch, dachte Sünders im ersten Anflug, Werremanns Ton hatte zum Schluss wie eine versteckte Maßregelung gegen ihn geklungen, dann sagte er nur: „Lass' gut sein.“ Er wusste, wie richtig das alles war, was Werremann da erzählte. Wie oft hatte er sich selbst heimlich gegrämt in dem Gefühl, von Hitler im Stich gelassen zu sein, schon damals im ersten Winter an der Ostfront, als die Kameraden einer nach dem andern erfroren, die Zahl überstieg die der Gefallenen bei weitem, und dann, sie wussten es ja, die Lügenbriefe in die Heimat. Aber vieles war ihm nachträglich erst klar geworden. Und dann in Krasnogorsk, die Nachricht von Hitlers Tod. Bald darauf die von der Kapitulation. Ein Gefangener, der dem im Lager gegründeten „Nationalkomitee Freies Deutschland“ angehörte, war rumgelaufen im Lager und hatte es bekanntgemacht, als verkünde er einen Sieg.



Parallel dazu verkündete auch noch ein russischer Dolmetscher in jeder Baracke die Siegesmeldung. Für die beiden Boten war es eine, für ihn und seine Kameraden die Erkenntnis, dass ihr Kampf endgültig umsonst gewesen war, die Kameraden umsonst draufgegangen waren. Und die pathetischen Versprechen vom Land im Osten für jeden, der ein Stück beanspruchte oder erträumte, wurden ihnen nachträglich zu Hohnreden. Jeder wusste, was diese Siegesmeldung beim andern anrichtete, es war zu schlimm, um im Gespräch aufgerührt zu werden, noch ein Jahr lang zu schlimm, oder zwei ... Irgendwann hatten sie vorsichtig angefangen zu reden, über Anfang und Ende des Dritten Reiches, über ihre Rolle in ihm, über den Verrat an ihnen. Sünders überlegte, wer sie gewesen waren, diese Kameraden, mit denen er redete, die ihm aus der Depression geholfen hatten, viele waren es nicht. Eigentlich nur ein paar in der Masse der Gefangenen, ein paar, die innerlich noch lebten, die weder von Missgunst gegen ein und alles zerfressen, die weder den deutschen Kommunisten beigetreten waren noch sich auf andere Art den Russen gegen die einstigen Kameraden dienstbar gemacht hatten. Kameradschaft, wozu auch noch? Er versuchte, die Namen zusammenzukriegen, sie den Gesichtern zuzuordnen, die ihm das Gedächtnis vorführte, zu Gestalten ausarbeitete, liebe vertraute Menschen, die heute in Knesebeck, Erkelenz, Mickhausen unten in Bayern irgendwo und in Overath Nähe Köln lebten. Wie es denen wohl ging? Nichts hatte er mehr von ihnen gehört, obwohl man sich damals schwor, in Verbindung zu bleiben. Mit diesen Kameraden hatte er gemeinsam den Hunger bekämpft und gehofft, auf die Wende im Russlandkrieg, wie auch immer, auf die Befreiung. Darauf gehofft, eines Tages die Familie, die Heimat wiederzusehen. Hatten sie wirklich daran geglaubt? Ja, sie hatten auch nach der Kapitulation der Wehrmacht daran geglaubt, immer wenn es ihnen leidlich gut ging! Jedoch, und jetzt im Rückblick sah er es ganz klar, länger und öfter waren die Phasen, in denen sie spürten, wie ihre Körper durch Schwerstarbeit, Hunger und Krankheiten langsam kaputtgingen, in denen sie die Hoffnung aufgaben, die Heimat wiederzusehen, Phasen, in denen sie sich vorstellten, wie fremd ihnen die Heimat inzwischen geworden sein müsste, ein Vasallenstaat der West-Alliierten, die Angehörigen ihnen angepasst, vielleicht auch zugetan. Den Kriegsgegnern zugetan, die ihnen selbst, den Gefangenen, Feinde geblieben waren. Feinde wie der Sowjetstaat, der sie durch sein NKWD auf russisch und ohne Dolmetscher in

Prozessen von jeweils nicht mehr als zehn Minuten zu Kriegsverbrechern abgeurteilt hatte, in Krasnogorsk und anderswo in den Lagern, auf die die Kameraden verteilt waren. Neben der Rache dafür, dass sie sich nicht zum Kommunismus bekennen wollten, war es die Gier nach billigen und brauchbaren Arbeitskräften, die man zum Aufbau des Sowjetstaates benötigte. Man hatte es ge- und erfunden, ihr Verbrechen – eine Granate geworfen in eine bewohnte Wohnung in Stalingrad, Familie mit vier Kindern tot. Ähnliches oder anderes er- oder gefunden, das in der Sicht der Bolschewiken zur Einstufung als Kriegsverbrechen taugte, man gab sich wenig Mühe damit. Und das NKFD sah zu, als ginge es um Nichtigkeiten. Es waren auch ihre Gegner, die da abgeurteilt waren, zu weiteren langen Jahren der Gefangenschaft. Irgendjemand hatte den Gefangenen die Urteile übersetzt, in einem geleierten Ton, als ginge es um eine Mitteilung der Lagerverwaltung wie „erste Essensausgabe ab morgen eine halbe Stunde früher.“

Sich auf die Seite des NKFD stellen und schnell nach Hause kommen, jedenfalls in die russisch besetzte Zone? Nein! So schnell konnte man damals nicht umdenken und wollte es auch nicht, jedenfalls Hermann und seine Kameraden, diejenigen, die es geblieben waren, wollten es nicht. Sie waren alles andere als Kommunisten, ihr Gewissen und ihr Stolz verbot es ihnen, zum Heuchler zu werden. Und die Westzone? Das neue Deutschland als Vasallen-Staat der West-Alliierten! Wozu also zurück? So machte man schlecht, was man nicht bekommen konnte, um mit dem zurechtzukommen, was man hatte. Und es hatte geholfen, gestand Sünders sich ein, geholfen wie viele andere Überlebensstrategien, unten ihnen noch manche andere fadenscheinige. Sie alle hatten geholfen, um mit der großen Wunde leben zu können, die der Zusammenbruch des Dritten Reiches ihnen gerissen hatte. Und sie hatte zu heilen begonnen, die Wunde. Und schuf eine Leere, an der sie nicht leichter trugen. Alles, was er heute sagte oder tat, war ein Versuch, mit dieser Leere, die sich zu keiner Zeit auffüllen ließ, fertig zu werden. Dieser Brehmer schwieg. Wie er und seine Kameraden damals, als der Antifaschist und der Dolmetscher herumliefen. Aber später, das Reden über alles, es hatte ihr Leben ein wenig erleichtert. Zumindest er, Hermann Sünders, hatte es beibehalten, redete heute über die Nazi- und Kriegszeit, wo er offene Ohren fand. Es gab sie Gott sei Dank, die offenen Ohren. Und doch, die innere Leere wie damals nach der Meldung der Kapitulation, sie war noch da. Man spürte sie nicht mehr ganz so

stark wie damals, als der Traum vom Großdeutschen Reich, seine eigene Ideologie, so unbarmherzig zerplatzte. Wie oft hatte er versucht, diese grässliche Leere zu füllen, hatte die neuen Ideen der Zeit hin und her gedreht, hatte sich helfen lassen. Sie wollten und wollten nicht passen. Sie passten nur bei den hohlen Menschen, die immer hohl waren und blieben, und in denen die neuen Ideen selbst hohl wurden. Hohl war bei hohl, das passte immer. Mit ihnen wollte er nicht tauschen, dann lieber weiterkämpfen gegen die entstandene Leere. Er war Hermann Sünders, und er gab so schnell nicht auf. Auch er wollte weiterleben. Und es gab ja etwas, für das ein Weiterleben sich lohnte: sein Sohn, Ella, Mathilde, Emil ... So schlecht war er nicht dran, obwohl seine Mutter tot war, schon gestorben während seiner Gefangenschaft, wie er erst bei der Rückkehr erfahren hatte.

Das Gespräch über den Krieg war unterdessen weitergegangen, jemand fragte Werremann, wo er gestanden habe. "Ardennen. Lungendurchschuss." Die Arbeit hier ist der Versuch, ob's geht.“ Er atmete tief, um zu zeigen, bis zu welchem Grad es ging.

Der Trupp hatte viel geschafft an diesem Tag, und einen guten Teil des Lobes, den Bakeberg abends spendete, bezog Sünders auf sich, Bakeberg hatte ihn länger angesehen als die andern. Er fuhr zufrieden nach Hause.

Ella entnahm schon der Art, wie er in der Diele sein Rad abstellte, dass er guter Dinge sei, und war schon in der Küche, als er hereinkam. Er setzte sich zufrieden auf seinen Platz neben dem Herd und begann, seine Fußlappen abzuwickeln. Ella sah einen Moment zu, dann rückte sie mit ihrem Anliegen heraus: „Et gibt da vom Staat Geld für die Spätheimkehrer, dat is so für länger und man kann et bei Kuhlmann beantragen. Adolf Schulze holt jeden Ersten zwölf Mark, der Bürgermeister zahlt dat direkt aus.“ Sie sah, wie Hermanns Blick sich verdüsterte, und brachte unwirsch ihre Überlegung dazu heraus: "Ich sage dat nur wegen der Kammer ganz vorn an der Dielentür. Da is der Ausbau fertig, die könnten wir haben.“

„Ist nicht meine Sache, Hilfe vom Staat. Sollen die sich holen, die es brauchen und nicht arbeiten können.“

„Aber der Junge. Für den wäre doch die Kammer ...“

„Der braucht jetzt noch keine eigene Kammer. In ein paar Jahren sehen wir weiter. Dann verdiene ich auch mehr als heute.“

„Ja wenn du denn noch Arbeit hast!“

„Wo alles kaputt ist und die Flüchtlinge Wohnungen brauchen mit Wasser und Kanalananschluss, da entlassen die mich?“, tat Hermann ironisch ab, „da mach dir man keine Sorgen um meine Arbeit.“

„Tja, denn mietet jetzt die Bachmann für ihre Mutter die Kammer an“, sagte Ella verärgert und legte den Kaffeestreifen, den sie bei Kleimer für ihn geholt hatte, in das Fach des Kuchenbüfets zurück, ohne sich darum zu scheren, ob er es sah oder nicht. Dann setzte sie ihm die randvolle Tasse mit dem Muckefuck vor, ohne jede Behutsamkeit, so dass er in die Untertasse schwappte. Sie setzte sich nicht zu ihm, sondern ging in die Stube. Dort saß sie und strickte, als sie seine Worte in Gedanken wiederholte, „Ist nicht meine Sache, Hilfe vom Staat. Sollen die sich holen, die es brauchen.“ Als ob wir et Geld in Fülle haben, so hat sich dat angehört. Wat war denn letzte Woche an Fleisch auf dem Tisch? Sonntag von der Dezemberschlachtung, eingemacht im Glas, die letzte Schweinerippe, für fünf Personen, und für Hermann die Hauptportion, gut, soll er ja kriegen, aber denn die großen Sprüche lassen. Und abends denn die eingemachte Sülze, und Mittwoch die Speckscharte für den Kappeseintopf, und Mutter hat noch zwei Mark in die Tasse getan, als da Ebbe drin war.

Der Kaffeestreifen im Küchenbüfett fiel ihr ein. Wat hat Liesbeth Kleimer gesagt vorhin? „Ist ganz frisch aus der Backstube, Ella, und ich kann selbst nicht widerstehen.“ Dann hat se einen genommen und kräftig reingebissen. Wie dat knusperte! Und ich hätte et doch so gern nachgemacht, aber dat Geld nur gehabt für einen. Ja und jetzt? Da gibbet nix, der is für mich, wenn der Hermann raus ist ... Sie ging, durch lautes Hühnergegacker gestört, ans Fenster. Dat kommt ja richtig, dachte sie, öffnete die Küchentür und sagte aufgeregt zu Hermann: „Ja du glaubst et nich, dat ganze Hühnervolk vom Haus is in unserm Garten, und der Sepp von Feldners auch noch.“ Als Hermann seine Schuhe für draußen unterm Stuhl vorzog, fügte sie noch klagend hinzu: „Wie oft nur hab ich den Kindern im Haus gesagt: ‘macht die Pforte wieder zu, wenn ihr in den Garten geht.’ Aber nee, sie machen et nich.“

Bei der Mietzahlung sprach Ella die Bäuerin auf die Hilfe für Spätheimkehrer an. Frau Kuhlmann klappte den Sekretär auf und holte ein Formular heraus. „Hier, lot dat von dien Kierl unnerschreven, auch för em gev’t een staatliches Überbrückungsgeld. So veel mookt sien Lohn woll nich ut, as dat ji nich Anspruch hebbt darup.“

„Hermann sieht dat anders, der nimmt nix für geschenkt, dat gehört sich nich für einen deutschen Arbeitsmann“, spöttelte Ella.

Die Bäuerin überhörte die Ironie, sah von der Kladde auf, in der sie die Mietzahlung eintrug und meinte respektvoll: „Tje so? Tje dat sün de dütschen Lüe, de holt up sick.“ Danach besann sie sich ihrer Rolle als Frau des Bürgermeisters und der damit verbundenen Fürsorgepflicht für die Leute im Dorf und erklärte: „Tje, Ella, awers dat Geld schall grode für de Spätheimkehrers sien. Wenn use Willem doch ook dobi wesen warr, bi de, de tröchkomen sün“, wich sie vom Thema ab und wischte hinter der Brille mit dem Finger eine Träne fort, „allens hat so good anfangen, use Willem is ja bi de SA wesen, Rottenführer. Tje, und harr sick so öwer freut, as he dat worrn waar. Und he und de annern, all tausamm, hebben doch bloot de Krieg mitmookt, üm dat scheune dütsche Riek so richtig groot tau mooken. Wenn dat nu allens good gängen wöör, wat wöör dat ‘ne Ehr för de Soldaten und wat för ‘ne Freud bi alle Dütsche wesen. Nu is de slecht utgangen, und nu is de ganze Krieg und worüm de waar, slecht. Dat schall nu ‘n Minsch verstan. Avers, wat ick so jümmer seeg: Dat de Krieg slecht utgangen is, is ne annere Saak. Da was de leve Hergott runnerkomen vun Himmel, und is bi de Minschen gahn und harr denn kiekt, wat de Hitler so mookt mit de Juden und so, und dat was nur Slechtes wesen. Und denn harr he sick wull seggt: ‘Düsse dütschen Minschen hier, all tausamm, bruuken mol ‘ne düchtige Strofe, wat mött se bi sick ook de Düvel sümlst fri rumloopen looten.’ Tje und denn is düsse Strofe, de wi wull ook verdeint hebben, jo ook komen.“

„Ja, dat is wohl so,“ sagte Ella, "die Männer sind jetzt knapp im Dorf“, fuhr sie fort, „so viele nich zurück, et ist wirklich schlimm, und für euch tut et mir besonders leid. Der Wilhelm war immer so freundlich zu uns allen, et ist wirklich schade um ihn.“ Sie redete und dachte dabei an „de leve Herrgott“ von Frau Kuhlmann. Der „leve Hergott“, er hätte doch nur einfach den Wilhelm gegen den Hermann auszutauschen brauchen und hätte ohne Mühe zwei Frauen, sie und die Verlobte Wilhelms, glücklich gemacht.

War sie wirklich unglücklich? Sie gestand sich ein, dass sie sich nicht richtig vorstellen konnte, was das war. Man konnte schlecht sein, was man nicht kannte, also war sie nicht unglücklich. Bequemer hätte sie es gehabt ohne Hermann. Wirklich? Wohl doch nicht, er machte ja alles zu Hause, was schwer und unbequem war. Aber hatte eben seinen eigenen Kopf. Das störte. Aber letztlich kam es doch immer so, wie sie es haben wollte. Also bequemer oder leichter hätte sie es nicht gehabt ohne ihn. Wenn sie also

nicht unglücklich war, es nicht leichter gehabt hätte ohne ihn, was war dann? War sie vielleicht doch glücklich? Sie gestand sich ein, dass sie sich auch diesen Zustand nicht richtig vorstellen konnte. Man konnte nicht sein, was man sich nicht vorstellen konnte, also war sie nicht glücklich. Wenn nicht, wieso nicht? Sie hatte doch alles, die Mutter, Luise, den Jungen, war gesund, hatte zu essen, eine gemütliche Wohnung, deren Fenster, im Sommer weinumrandet, nach zwei Seiten hin den Blick frei gaben auf das schöne Dorf, im Winter aus der warmen Stube auf verschneite Häuser und die Dorfstraße, was sie besonders liebte. Und sie hatte immer wieder schöne Ziele: Lavabel für ein Sommerkleid, zweiteilig, wie man es jetzt trug, Trägerkleid mit Bolerojäckchen, taubenblau mit weißen Tupfern, oder besser in weinrot, rot stand ihr noch besser als blau. Und dann die Kammer für den Jungen. Platz im eigenen Kleiderschrank, Platz für das neue Kleid. Ziele, die erfüllbar waren, ja, sie hatte alles! Hermann gehörte irgendwie dazu, also nahm sie ihn dazu, und so ungerne auch nicht, schließlich war er doch ganz nützlich. Sie konnte zufrieden sein, und war es eigentlich auch, ja, sie sollte es zugeben: sie war es, sie war glücklich. Wie schön! Das könnte doch was sein, mit „de leve Hergott“, auch für sie.

„Tje de, de tröchkomen sün, de mött nu de leven Herrgott danken för, und se mött mol ierst an de Fruen und Kinners dinken, denn ierst an de Grundsätz“, holte Frau Kuhlmann, nachdem sie den Mieteintrag in ihrem Heft beendet hatte, Ella aus ihren Gedanken zurück, „hier, Ella, steck dat Schrieven mol in, vिलleicht överleggt sick dien Kierl dat noch.

„Schön wäre es. Dann könnte wir die Kammer mieten, für unseren Jungen, der wird ja schon dreizehn, da ist 'ne eigene Kammer ja ganz gut. Aber das Geld reicht nicht.“

„So, so. Jo, de Komer is nu utbaut, dat is woll, de Muern sind taurechtmookt. Awers wi mött wat anners noch, unner de Fööt noch de Bretter, Vaputz is ook no nich und de Pinsel mött noch öwer de Finsterrahmen.“ Sie strich mit der Hand übers Kinn, überlegte: "Awers, dat allens, dat künn dien Kierl doch sülmst mooken, denn warr de Komer nich tüer för jik.“

„Ja wat kostet die denn so, wenn wir dat selbst machen?“ fragte Ella.

„Mött ierst mit mien Kierl dröwer snacken, awers ick snack so mit em, dat ji nich veel tau betohlen hebbt, vилleicht so wie de Komer für diene Olen, acht Mark. Düsse nüe Komer is 'n bettchen scheuner als de vun diene Olen und leggt no de Strote hin. Doröm mött ji wull, ok wenn ji de Komer sülmst taurechtmookt, de acht Mark betohlen.“

Den Weg nach Hause überschlug Ella ihre monatlichen Ausgaben. Zur Zeit bezahlten sie zwanzig Mark für die drei zusammenhängenden Räume, doch das war eigentlich schon zu viel. Hermann verdiente 155 Mark 29 nach Abzug, damit kamen sie gerade so hin, weil sie jedes Jahr selbst ein Schwein durchfütterten, eine Ziege für Milch hielten, Hühner und Kaninchen im Stall und alles Gemüse im Garten hatten. Pullover, Unterwäsche und Strümpfe strickte sie mit ihrer Mutter ja selbst, und Kleidung, die die Mutter nicht selber nähen konnte, wurde nur zu Weihnachten, Ostern oder mal zum Geburtstag angeschafft. Einmal in der Woche fuhr sie zum Konsum nach Gifhorn, da die Lebensmittel dort billiger waren als hier im Dorf. Und doch trug sie zwischendurch zu viel Geld in den Dorfladen. Die acht Mark waren beim besten Willen nicht aufzubringen.

Auf der großen Diele schielte sie zu der Tür hin, hinter der sie die unerreichbare Kammer wusste. Sie stellte sich vor, was es für Platz in ihrer Kammer gäbe, wenn Tommis Bett da raus wäre. Platz für eine Kommode für Unterwäsche, Pullover und so. In Gedanken suchte sie schon Tommis Sachen aus den überfüllten Fächern des Kleiderschranks zusammen und räumte sie in eine neue Kommode, die für das neue Zimmer anzuschaffen sei. Und wo Tommis Bett stand, war Platz für eine Kommode für ihre Sachen, so dass im Kleiderschrank richtig viel Platz sein würde für neue Sachen. Oder die neuen kämen in die Kommode und die alten blieben im Schrank. Wie auch immer, sie bekäme Platz für neue Sachen und das machte sie glücklich, auch wenn die neuen Sachen noch warten müssten bis nächstes Jahr, dann ging Tommi in die Lehre und sie könnte wieder arbeiten gehen und von ihrem Geld die Kammermiete zahlen. Und glücklich machten sie auch die Überlegungen, wie das mit den Kommoden und dem Zimmer für Tommi dann finanziell zu regeln wäre. Die Kommoden könnte Erwin machen, der Tischler im Dorf, ein Schulfreund von Hermann, mit den gleichen damaligen Problemen wie Hermann, und davongekommen wie Hermann, Erwin würde einen Sonderpreis machen, auf alle Fälle. Die Kommoden könnten schlicht sein, Tommis kleiner, ihre größer, vielleicht vier Laden, fünf wären wohl übertrieben, oder doch nicht? Nein, zu hoch, das sieht komisch aus, dann lieber in die Breite. Mutter würde was zugeben, und die Kommoden würden ja auch hintereinander bestellt werden, vielleicht bezahlt sie Tommis Kommode ganz, für den Jungen gibt sie ihr letztes Hemd. Vielleicht zahlt sie auch für die Kammer die Miete mit, vielleicht zur Hälfte ... Dann

entsann sie sich, dass es nächstes Jahr zu spät sein würde für die Kammer, Kuhlmanns würden sie sicher an die Bachmanns vermieten, die warteten doch nur darauf. Nein! Sie muss hier und jetzt sehen, wie sie an die Kammer kommt ...

Bakeberg hatte immer große Mühe, ungeeignete Leute wieder loszuwerden. Wenn Grummet ihm morgens einen frisch Eingestellten zuführte, sah er auf den ersten Blick, ob dieser zumindest annähernd den Gegenwert dessen einbringe, was ihm in die Lohn-tüte gesteckt werden müsse. Unter vier Augen gab er Grummet seine Einschätzung. Wenn es eine negative Einschätzung war, stand er hinterher im Zwiespalt seiner Interessen. Einerseits war es später immer ein kleiner Triumph, richtig gelegen zu haben, andererseits hoffte er bezüglich der zu bewältigenden schweren Arbeit des Trupps, doch falsch gelegen und endlich mal wieder einen wirklich tüchtigen und kräftigen Mann bekommen zu haben, so wie damals, als Littmann und etwas darauf Sünders eingestellt wurden. Bei beiden wusste er gleich, dass was Handfestes kam, Frontkämpfer, unverwüstlich, der eine Dünkirchen, der andere Stalingrad, Hölle überlebt, na wenn das nichts war. Beide übertrafen seine Prognose noch und schufteten zusammen für fünf. Die beiden schlimmen Vorfälle zwischen ihnen, die zur schriftlichen Verwarnung geführt hatten, hatte er nicht verheimlichen können, Littmann blutete, und die Verantwortung für eine eventuell tiefere Verletzung hatte er nicht übernehmen wollen. Und er hatte es nicht riskieren wollen, von Grummet oder sogar Duderstädter auf eine Sache angesprochen zu werden, die diese nicht von ihm, wie es sich gehörte, sondern von Dritten erfahren hatten. Und Duderstädters Faible, über jeden Einzelnen, unabhängig von dessen beruflichen Status, unterrichtet zu sein, kannte er ja. Er musste sich das volle Vertrauen Duderstädters erhalten, der machte ja schon Schulungen, wollte ein paar Stufen höher kommen, und würde seine Leute mitziehen. Sich einzuschmeicheln bei Duderstädter, wie wiederum Duderstädter es beim Stadtrat versuchte, war aber nicht Bakebergs Sache, dazu war er viel zu gradlinig. Dass andererseits Duderstädter eine zwielichtige Gestalt war, konnte niemand behaupten. Duderstädter wollte Karriere machen wie Abertausende andere auch, und es waren andere Anstrengungen nötig, als sie Bakeberg für seine Ziele machen musste. Der stellvertretende Leiter des Bauhofs ging bald in Rente. Da könnte er in Frage kommen, wenn er die nötige Ausbildung mache, die Berufsfachschule biete da einiges an in Abendkursen. Er werde sich da umgehend erkundigen, oder vielleicht erstmal Duderstädter fragen, welche Ausbildung



da überhaupt notwendig sei. Dann wäre vielleicht auch die Bauhof-Leitung drin, wenn Grummet in Rente ginge, das wäre in knapp zehn Jahren der Fall. Auf alle Fälle müsste er jetzt schon mal sehen..., ein Gespräch so beiläufig..., mit Duderstädter.

Duderstädter war erst neunundzwanzig. Die Welt der Kreisstadt stand ihm offen, dank seiner Mutter, die dafür gesorgt hatte, dass er damals bei der Stadt die ausgeschriebene Lehrstelle zum Verwaltungsfachangestellten bekommen hatte, trotz einer Vielzahl von Bewerbern. Aber sie nähte damals für die Frau des Bürgermeisters. Manchmal fand sich Duderstädter zu dick. Wenn er in den Spiegel sah und starr vor ihm stehenblieb, fand er diese Ansicht bestätigt, wenn er sich dann bewegte, ein paar Hüftschwünge machte oder zurückging, um bei den Schritten vorwärts die Wirkung seiner Gangart zu prüfen, oder die dicke Hornbrille, die leicht auf die Nase rutschte, mit dem Zeigefinger anstupste und wieder hochschob, fand er, es habe etwas. Auch die durch den besonders früh einsetzenden Haarausfall hohe Stirn passe zum Gesamtbild. Ja, er habe das gewisse Etwas.

Freitags ging er manchmal in den „Gifhorner Hof“ zum Essen. Seine ersten Besuche dort waren zufällig auf den Freitag gefallen, dann hatte er gemerkt, dass nicht selten an diesem Tag Mitglieder des Stadtrates dort anzutreffen waren, die Stadtdirektor-Wähler. Er musste auf Tuchfühlung gehen, sehr vorsichtig. Irgendwann ein erstes freundliches Zunicken, bald die ersten Worte miteinander, irgendwann erste Vertrautheiten, irgendwann der gemeinsame Tisch ... Jeder, der was werden wollte, hatte schließlich mit solchen oder ähnlichen Ambitionen angefangen, bis er sich in die für ihn relevante Clique hineingearbeitet hatte. Lag ganz im Normalen, was er so im Blick hatte. Die Clique um Günther Adenbüttel, den CDU-Fraktionsführer und stellvertretenden Bürgermeister. Hauptsächlich war es die, die im „Gifhorner Hof“ anzutreffen war. Bald hatte Duderstädter auch raus, dass sie immer dort auftauchte, wenn abends offizielle Sitzungen anstanden, die in der Regel freitags waren. Mittags beim Essen sprachen sie sich wohl ab. In Günther Adenbüttel erahnte Duderstädter den zukünftigen Bürgermeister. Vielleicht übernächste Wahl. Und eine Tochter hatte der, so Anfang zwanzig und ganz leidlich im Aussehen. Er hatte sie bei Schulzes gesehen, einem Tanzlokal in der Südstadt, in die er sonnabends mit seiner Freundin Erika Sander ging. Sie hatten auf einen Martini an der Theke gestanden, neben zwei Männern ungefähr in seinem Alter, die Ausschau hielten nach Tanzpartnerinnen. Der eine entdeckte plötzlich einen Tisch mit jungen Mädchen, die zuvor hier noch nicht aufgetaucht waren und von

denen er welche zu kennen schien. Er stieß den andern an und sagte: „Du, da vorn im Saal am Tisch, die dünne Blonde neben der Schwarzen, das ist die Tochter vom Adenbüttel. Nicht schlecht, was? Die arbeitet bei Tewes in der Verwaltung. Die Schwarze auch.“

Duderstädter hatte unauffällig hinübergeschickt. Erika neben sich, die es nicht sehen sollte. Wieso eigentlich nicht? Ja wieso eigentlich nicht? hatte er gedacht und noch einmal hinübergeschickt, sodass sie es diesmal sah, und sich auch darüber ärgerte. Noch mehr ärgerte es sie, dass er keine Lust zum Tanzen hatte. Ihr Ärger hatte ihm nichts ausgemacht. Es war die Luft raus aus diesem Verhältnis. Zum ersten Mal war ihm in diesem Moment der Gedanke gekommen, Schluss zu machen. Sie war sowieso zu dumm für ihn, nicht mal die Prüfung als Friseurin hatte sie geschafft. Dafür musste man schon besonders blöd sein. Er würde also Schluss machen mit ihr. Musste ja nicht gleich sein. Dann hatte er sich von ihr aufs Parkett ziehen lassen und lustlos getanzt, und immer wieder zu der Adenbüttel hingeschickt, die von einem der Männer an der Theke zum Tanz aufgefordert worden war.

Seine Mutter sprach viel und gut vom Vater, jedoch niemals davon, dass er für Volk und Vaterland gefallen sei, was ein Feldbrief bescheinigte, an den sie, als er ihr ins Haus flatterte, vor Schmerz nicht glauben wollte, und dessen Inhalt sich später dadurch bestätigte, dass er nicht heimkam. Sie sprach überhaupt nicht vom Dritten Reich und vom Krieg. Duderstädter deutete es später so, dass sie diese Zeitspanne einfach verdrängt hatte, um mit dem Leben danach, dem Leben als Witwe, irgendwie zurechtzukommen. Ob das ein Weg war? Ja, es war ein Weg, hatte er gedacht, denn er selbst verdrängte ja auch, oder richtiger gesagt, er versuchte es zu verdrängen, was er in der Endphase des Krieges durchlebt hatte. Noch im März fünfundvierzig wurde er als Sechzehnjähriger noch eingesetzt im Volkssturm, obwohl er immer gehofft hatte, aufgrund seiner starken Kurzsichtigkeit verschont zu bleiben. Vorher Kurzausbildung, theoretisch, was nichts brachte. Wie mit den Handgranaten umzugehen war, hatte er schon vergessen, als man sie ihm vor Ort austeilte. Er warf sie dann einfach, und sie explodierten nicht. Dass seine Kampfgruppe die Abwehrkämpfe einer Infanterieeinheit gegen die vorrückende 2. Armee der Briten verstärken sollte, und dass sie in die Wälder bei Hademstorf gekarrt wurden, das hatte er mitgekriegt, viel mehr nicht. Mehrmals Rückzugschaos, er war einfach nur mitgelaufen, lief um sein Leben. Dann immer wieder Neuaufstellung mit den Resten anderer Kampfgruppen, schließlich die

endgültige Aufreibung. Mit zwei anderen Kameraden aus Gifhorn, gleich jung und hilflos wie er, war er im Gelände herumgeirrt, an Gefallenen vorbei, von denen viele so jung waren wie sie selbst, an zerschossenem Kriegsgerät vorbei, immer in Distanz zum Gedonner der Kämpfe, um nicht ins Schussfeld zu geraten. Am nächsten Tag sahen sie an verstreut liegenden Häusern weiße Fahnen. Sie wussten nicht, welche Orte von den Briten schon besetzt waren und welche nicht, wussten nicht, was sie machen sollten. Entschieden dann, sich gemeinsam nach Hause durchzuschlagen. An Einzelheiten erinnerte Duderstädter sich gar nicht mehr, nur dass sie abends das bereits von den Briten eingenommene Gifhorn erreichten und seine Mutter, nach dem Schreck, ihn so unverhofft vor sich zu sehen, ihr Gesicht an seines drückte und ihn mit ihren Freudentränen benetzte. Genau erinnerte er sich aber an die ständige Angst, die ihm und den Kameraden auf dem Heimweg im Nacken saß. Die Angst, auf SS-Kommandos zu treffen, die noch das Kriegsrecht anwandten. Eine Angst, die ihn bis heute traumatisierte. Noch heute suchten ihn Alpträume heim, in denen Männer in pechschwarzen Uniformen von Bäumen sprangen, hinter denen er gerade Schutz vor ihnen gesucht hatte, vom Himmel fielen, wenn er im Freien ging. Wenn sie ihn einzukreisen begannen, sah er ihre Köpfe, es waren Totenköpfe. In den Händen hielten sie Sensen, die sie nach ihm ausschwenkten. Den sicheren Tod vor Augen erwachte er immer im allerletzten Moment, bevor die Mordwerkzeuge seinen Hals durchtrennten. Schweißgebadet setzte er sich im Bett auf, fasste in Panik nach seinem Hals, das Entsetzen im Nacken, das ihn noch eine Weile lähmte.

Seine Mutter sorgte nach dem Krieg dafür, dass er in der Abendschule sein Abitur machte und in Braunschweig Aufbaulehrgänge für seine Verwaltungslaufbahn absolvierte. Die gelernte Weißnäherin nähte Tag und Nacht in Heimarbeit für eine ortsansässige Textilfabrik. Duderstädter entbehrte nichts, ging morgens immer gut angezogen aus dem Haus, mit genügend Proviant in der Tasche, mit genügend Kleingeld im Portemonnaie. Es ging aufwärts mit ihm, nur die Alpträume verloren sich nicht und der Schauer nicht, der ihn befiel, wenn er sich seines Volkssturm-Einsatzes erinnerte, in dem er nicht verstand, nicht durchschaute, was mit ihm und um ihn herum passierte. Nie, nie mehr wollte er in eine solche Situation kommen.

Duderstädters Interesse am Personal der Stadtverwaltung ging weit über das Maß hinaus, das man in seiner Position als üblich empfunden hätte. Man sah es als kleine Marotte, belächelte sie manchmal. Er machte sich keine Gedanken darüber, wie andere

es sehen könnten, er wollte die Netzwerke um ihn herum durchschauen können, vielleicht an diesem oder jenem Fädchen mal mitziehen, mit den Leuten in Verbindung sein, auf angenehme Art. Es war nicht nur, dass er sich beliebt machen wollte, um vielleicht doch mal zur rechten Zeit eine Fürsprache zu erhalten, die er von dieser Seite eigentlich nicht glaubte, zu benötigen, es war auch die Auswirkung seines Kriegstraumas.

"Wie geben sich eigentlich Sünders und Littmann seit der Verwarnung?" fragte er Grummet, der am Nachmittag ohne besonderen Anlass bei ihm hereingeschaut und das Angebot auf eine Tasse Kaffee gern angenommen hatte. „Gut, abgesehen von kleinen Streitereien, die zwischen allen vorkommen. Sind unsere tüchtigsten Arbeiter.“

„Die beiden Frontkämpfer“, antwortete Dudelstädter mit dem Anflug eines Lächelns, "haben wohl auch einen Sonderbonus bei Ihnen, Sie haben ja schon zwei Kriege mitgemacht.“ Ja, und ich lasse auf die Soldaten nichts kommen, weder auf die Reichswehr noch auf die Wehrmacht. Die Soldaten sind immer diejenigen, die die Knochen hinhalten müssen. Und hinterher, wenn es schiefgeht, kommt vom eigenen Volk die schlimmste Verdamnis. Sie sind doch auch noch eingezogen worden 'fünfundvierzig? Erzählten Sie das nicht mal?“

„Ja, knapp davongekommen. Vor den Feind gejagt wie Hasen vor die Jäger. Mit Handgranaten bepackt, und wussten nicht, was machen damit.“

„Werfen“, sagte Grummet und versuchte zu lachen, „vorher entschärfen.“

„Tja“, sagte Duderstädter und zog die Schultern hoch.

„Kann mir schon denken: keine Einweisung. Die sollte dann direkt in der Kampftruppe erfolgen, aber da ging es denn gleich rund ...“

„Ja, ich hab' gesehen, wie Schulkameraden gefallen sind, einer nach dem andern abgeknallt, und wie andere in Panik davonliefen.“

„Wie gut ich das kenne“, sagte Grummet, „Kampfschock. In der Reichswehr bedeutete das in der Regel: Diagnose *Kriegsneurose*. Kampfunfähig, ab in die Klappsmühle.“

„Und bei Hitler: Ab an die Wand oder gleich im Wald bumm bumm.“

„Ja, Verbrechen an den eigenen Soldaten war das, an der eigenen Jugend“, sagte Grummet und schüttelte den Kopf, „unglaublich, die „Kriegsneurose“ einfach so abzuschaffen, eine seelische Krankheit abzuschaffen wie ein unbequemes Gesetz. Noch vor dem Krieg war das, sechsunddreißig.“

„Uns wurde eingebleut, bevor wir in den Wald gekarrt wurden, damit wir wussten, woran wir waren: ‘Durchdrehen oder Abhauen gibts nicht, Jungs, das ist Defätismus!’ Und dazu immer diese schreckliche kreischende Stimme.“ Duderstädter hielt sich die Ohren zu, als hörte er sie wieder, jetzt in diesem Moment.

Grummet trank seine Tasse leer und erhob sich: „Ich muss, erwarte noch eine Lieferung von Viekbauer.“ Mit dem Blick auf den von Erinnerungen gequälten Personalchef fügte er schuldbewusst hinzu: „Wir hätten hellhörig werden müssen damals, bei solchen Verordnungen, besonders wir Älteren, dieser Irre ...“

„Da war es doch schon längst zu spät“, tat Duderstädter ab, „zehn Jahre vorher hättet ihr den ausbremsen müssen.“ Er besann sich des ursprünglichen Themas: „Wenn Sie Bakeberg treffen, sagen Sie ihm, er soll die beiden Streithälse in Schach halten, damit da nicht noch mal was passiert.“

Mathilde ließ ihr Ziel nicht aus dem Auge, die beiden Schwiegersöhne an einen Tisch zu bringen. Der gescheiterte Versuch wiederholte sich mehrmals. Die nächste Chance war ihr fünfundsechzigster Geburtstag. Sie wollte ihn im kleinen Kreis mit den Töchtern und ihren Familien feiern, aber mit den kompletten Familien. Bis dahin war genug Zeit, Hermann und August zu bearbeiten, August durch Luise. Und es kam für beide Frauen die Stunde, in der sie Erfolg zu haben schienen. Hermann versprach zu Hause zu bleiben und friedlich zu sein, August sagte seinen Besuch zu. Er bereute es schon kurz darauf, konnte aber nicht mehr zurück. Gegen die Schwiegermutter hatte er ja nichts und wollte sie auch nicht kränken.

So saßen sie am besagten Tag vereint in Sünders‘ Stube bei Streusel- und Butterkuchen. Die Frauen redeten, die Männer schwiegen und sahen auf die gestickte Tischdecke. Aber es schien gutzugehen. Bis Luise, in der naiven Absicht, mit irgendeinem Gesprächsthema auch die Männer zu erreichen, vom Bauhof anfing. „Wie isset denn mit dem Baggerschein, von dem Schimmelrogge neulich bei uns erzählt hat“, wandte sie sich arglos erst an August und dann an Hermann, „wer macht den denn da bei euch?“

„Ich“, antwortete Sünders ruhig.

„Wer sagt das?“

Littmann war augenblicklich aufgebracht: „Bakeberg.“

„Kann ich mir nicht vorstellen. Grummet hat gesagt, das wird mit dem ganzen Trupp besprochen.“

„Hat er sich wohl anders überlegt. Der Bagger ist für den ganzen Bauhof, erklärte Hermann an die Frauen gewandt, „bin dann mal hier und mal dort im Einsatz.“

„Dat wäre ja gut“, sagte Mathilde, „dann ist die Gefahr nich so groß, dat ihr beide euch da gegenseitig umbringt.“

„Mit dem Baggerschein, das ist noch gar nicht geklärt“, sagte Littmann und bemühte sich, ruhig zu bleiben.

"Ich habe die Zusage", sagte Sünders.

„Nichts hast du, willst dich hier wichtig machen.“

Mathilde sah, wie zwischen den beiden die ungesunde Spannung stieg und die Halsschlagadern anschwellen. Plötzlich sprang Littmann auf, seine Faust fuhr dicht vor Hermanns Nase vorbei. Er ging auf die Tür zur Diele zu. Nach einem kurzen Moment des Schrecks sprang auch Hermann auf, packte Littmann hinten am Hemd, machte die Tür auf, als wolle er ihn hinausschmeißen. Aber er machte die Tür wieder zu, ließ Littmann los und setzte sich wieder. Mathilde schaffte es, dass auch Littmann sich wieder setzte. Sie hatte sich so angestrengt in ihren Bemühungen, dass sie schwer atmend am Tisch saß und die Töchter sich um sie sorgten wegen ihrer Herzschwäche.

Schweigend ging die Geburtstagsfeier weiter, aber jede spürte, dass es wohl das letzte Mal gewesen war, dass die beiden Kontrahenten sich gemeinsam an einen Tisch bringen ließen. Später beim Abspülen in der Küche, als Littmann schon rüber zu seinem Bruder war, fauchte Mathilde Luise an: „Wie kann man nur so dämlich sein und anfangen mit dem Bauhof ...“

„Sie hattet ja gut gemeint, wollte diese schreckliche Spannung lockern, die da in der Luft lag, und beide dazu bringen, dat se wat reden“, verteidigte Ella die Schwester, und dat mit dem Baggerschein is ihr denn gerade mal so eingefallen.“

Luise nickte, sah in den Garten hinaus, in dem Renate und Tommi zwischen den Beeten herumtollten: „und die Kinder taten mir leid, die haben die ganze Zeit so bedrückt dagesessen.“

„Bedrückt? Wat bist du nur für eine Beobachterin?“, lästerte die Mutter, „die sind still gewesen aus Neugier, wat noch so kommt. Für Kinder ist dat immer interessant zu sehen, wie Erwachsene sich aufführen, die genießen dat richtig, wenn et rund geht und se selbst nich betroffen sind.“

Die „Celler Straße“ war gleichzeitig die B 188 nach Hannover und durchquerte auf der Höhe des Kolonialwarenladens Ahrens die letzten paar hundert Meter auf Stadtgebiet. Weiter westlich bildete der „Celler Hof“, auf den Mauern einer alten Poststation errichtet, das Schlusslicht der Gebäude. Gegenüber des anschließenden Betonsteinlagers ragten kleine Inseln mit Weidengestrüpp aus einem sumpfigen Wiesengelände heraus. Südlich dieser Fläche lag der „Fischerweg“ und in einer etwa zweihundert Meter entfernten Parallele floss die Aller, umgeben von weiten Wiesen. Zwischen Fluss und „Fischerweg“ gab es den Feldweg „Am Bullenberg“, dessen kurze Strecke noch zum Hauptteil durch ein kleines Wäldchen führte. Und hinter diesem lag einsam die Baracke der Littmanns.

Die Linden an der „Celler Straße“ begannen auszuschlagen und der „Fischerweg“ war durch einige Tage sonniges Wetter gut abgetrocknet. Es war Frühjahr siebenundfünfzig. Luise betrat die „Kolonialwarenhandlung Otto Ahrens“.

„Guten Tag, Frau Littmann“, kam Frau Ahrens dem Gruß ihrer Kundin zuvor und stand dienstbereit hinter dem Ladentisch. Luise hatte sich wie üblich einen Einkaufszettel geschrieben, las Position für Position herunter, die Händlerin stellte die gewünschten Dinge auf den Tisch und schrieb den Betrag dafür auf ihren Zettel. Es sammelte sich ein stattliche Menge an.

„Heute brauche ich etwas mehr als sonst“, sagte Luise etwas wichtigtuend, mein Mann hat morgen Geburtstag und am Samstag kommen die Bokler und noch Freunde.“

Frau Ahrens nickte freundlich. Frau Littmanns Schwester kannte sie gut. Die kaufte meist auf ihrem Rückweg nach Neubokel bei ihr ein, was sie in der Stadt im Konsum vergessen hatte und im Dorf bei Kleimers nicht mehr bekommen würde, weil es kurz vor Ladenschluss war. Kein Einzelfall unter ihren Kunden aus dem benachbarten Dorf, aber Frau Ahrens sagte sich, besser sie kaufen wenig bei mir als gar nichts.

„Wie wäre es denn mit einer Flasche Jamaica-Rumverschnitt zur Feier des Tages, Frau Littmann.“ Gleichzeitig entnahm sie dem Regal eine Halbliterflasche: „Wir haben die im Angebot, die kleine Flasche kommt diese Woche nur Eins achtundneunzig.“

„Am besten, wir rechnen erstmal durch, wat ich auf ihrem Zettel schon stehen hab, „ich glaub, et reicht nur noch für einen Korn und da is ja auch mehr drin.“ Luise griff aber dennoch zu der Flasche und drehte sie unschlüssig hin und her.

„Der Korn kostet ja auch schon Eins neunundvierzig, Frau Littmann“, gab die Händlerin zu bedenken, „und Sie wissen doch, dass Sie bei mir anschreiben können.“

„Danke ja, dat weiß ich. Mache ich grundsätzlich nich, da würd ich auch mit meinem Mann Krach bekommen. Und der Korn tut et auch. Dafür reicht et Geld bis auf drei Pfennig.“

An Littmans Geburtstag schob Ella ihr Fahrrad in den Vorraum der Baracke, in dem ein Waschkessel drei Viertel des Platzes einnahm. Gleich dahinter lag Littmans kleine Küche, in der Luise das Herdfeuer neu entfacht hatte, um Kaffee kochen zu können. Die Herdwärme war wohltuend, umso mehr, da der unwirtliche Mai die dünnen Barackewände kühlte. August zeigte sich leutselig auf der Schwelle zur Stube und forderte zum Eintreten auf, auch bei ihm sei es warm, er habe den Ofen angemacht. Es war eine kleine Flasche Jamaika-Rumverschnitt, die Ella dem Schwager als Geschenk überreichte, mit zwei Päckchen Juno von der Schwiegermutter, die sie wegen einer starken Erkältung entschuldigte. Luise freute sich und bedankte sich im Stillen bei Frau Ahrens. Kurz darauf klopfte es erneut und herein kam Walter Schimmelrogge, seine zwölfjährige Tochter Marianne und seine Frau Selma, eine kleine dicke mit kurzen, krausen Haaren.

„Hier für dich, August, habe ich grade noch fertig gekriegt bis heute, und danke für die Einladung“, sagte Selma und überreichte August, der erneut auf der Schwelle zur Stube erschienen war, ein weiches Päckchen, aus dem sich ein Paar Socken aus mausgrauer Wolle herauswickeln ließ, das von zwei in dunkelblau hineingestrickten Ringen am Bündchen geschmückt war.

„Muss man dir lassen, Selma, stricken kannst.“ Luise betrachtete anerkennend die sehr gleichmäßig gestrickten Socken, sah die Schwester grienend an: „Dat wär doch mal wat für Hermann. Strick' dem mal welche, dat der endlich von den Fußblappen wegkommt. Und wenn die denn so schön werden wie diese hier von Selma, dann hat er auch seine Freude dran.“

„Dat lass' ich mal lieber“, sagte Ella, „der will nur Fußblappen. Dat hat der aus Russland mitgebracht und kommt nich mehr von los. Et wäre so schön warm und weich an den Füßen, und Löcher, wie sie immer in den Socken wären, vorn am großen Zeh',



gäbe et auch nich. Dat Komische dabei is, dat die Lappen immer so kunstvoll gewickelt sind, immer die gleiche Runden um den Fuß und immer die gleiche Reihenfolge der Runden, dat vorn beim großen Zeh' ein Luftloch bleibt, und dat hätte er ja bei den Socken auch, ohne dafür was tun zu müssen.“

Alle lachten, Selma meinte, „lass' ihm die Fußlappen, Ella.“

In der Stube zwängten sich die Kinder auf die Couch hinter dem Tisch, der dünne Schimmelrogge ebenfalls. August saß am Kopfende des Tisches im Winkel zu Schimmelrogge und machte es sich im Sessel behaglich: „Ist immer wieder schön, zu Hause zu sein.“

„Wem sagste das“, antwortete Schimmelrogge, "wenn ich da an Alkansas denke. Man darf es nur nicht mit Krasnogorsk vergleichen, das ist klar.“

Selma hielt sich die Ohren zu und senkte den Kopf, Ella erkannte die Situation und wollte das Gespräch abblocken. Sie hielt den Männern den Korn hin: „Hier, dat is doch speziell wat für euch. Na, 'n Schnäppskes noch vor'm Kaffe?“

„Die Gefangenschaft, ja, ja, man vergisst sie nicht“, sagte Schimmelrogge, nachdem August und er auf Ellas Angebot nickend eingegangen waren, „es war zwar nicht so schlimm bei den Amis wie bei den Bolschewiken, aber von Kuchen und Schnaps konnten wir auch nur träumen.“

Man trank auf Augusts Wohl, und noch bevor die Frauen Gelegenheit hatten, ein Gespräch ihres Geschmacks zu eröffnen, führten die Männer ihres fort: „Tja die Amis, das sind schon Typen“, sagte Walter. Dass muss ich noch erzählen von drüben, wir sind mal mit dem Zug unterwegs gewesen, ich weiß den Anlass gar nicht mehr. Es war nachts, und nur wir durften in den Schlafwagen, die Bewacher nicht. Und morgens dann war Halt in einem Kaff an der Eisenbahnlinie. Weiß nicht mehr, wie es hieß. Wir wurden in ein Lokal geführt, wo es Frühstück gab. Nur für uns, die Bewacher durften auch hier nicht mit rein. Du weißt, weshalb?“

„Sicher“, antwortete August, „waren Neger.“

„Tja die Amis, das sind schon Typen, halten alle Kriegsrechtskonventionen ein, sind diejenigen, von denen uns das ganze neue Zeug über den Ozean schwappt, aber ihre Neger sind für sie das geblieben, was sie immer für sie waren.“

Beide schüttelten sich vor Lachen.

„Über so was kann man nur lachen, wenn man selbst nicht richtig ist im Kopf“, ärgerte sich Selma.

"Et geht ja noch, wenn et bei solchen Geschichten bleibt“, wandte sich Ella den beiden Frauen zu, während die Männer ihr Thema fortsetzten, „kommt, lasst die beiden reden, is doch nicht zu vermeiden, „wir halten uns an den Frankfurter Kranz, den hat Luise mit guter Butter gemacht und dazu echten Bohnenkaffe. Na wenn dat nix is."

Aber das laute Gespräch der Männer erreichte dennoch die unwilligen Ohren der Frauen. Walter erzählte von Erlebnissen eines Freundes, Alfred Schmeirich aus Isenbüttel, der in Frankreich in Gefangenschaft war. August kannte ihn von Walters Geburtstagen her. „Da ging bei denen die Fremdenlegion im Lager ein und aus, und weißte, auf welche Leute die aus waren?“

„Waffen-SS“, sagte August, habe ich schon von gehört.“

„Genau, die wurden richtig umgarnt, Zigaretten, Essen und so weiter.“

„Ob diese Nazis sich anwerben ließen? Hat Alfred da was mitgekriegt?“

„Weiß nicht. Kannst ihn selbst fragen, er ist ab Montag bei uns im Trupp, hab's von Schetter. Aber sicher ist, dass er und die andern sich damals ganz minderwertig vorkamen, so als zweite Wahl. Ja das hat sie richtig schlimm gewurmt, dass diese stolzen Laffen von der SS trotz aller Kriegsverbrechen jetzt wieder die Elite war.“

„Die Fremdenlegion hat ihre eigenen Maßstäbe“, meinte August.